5. Teil – *Muße, Arbeit, Schwimmen, Van Gogh – und der Gedanke an den Tod*

Nadia liest – es ist schon spät –, aus Schopenhauer, Seite zweiundzwanzig, wo er vom dumpfen Leben red't, vom Alltag, eng und unerfreulich.

Er schreibt, dass viele Menschen nur in Kleinlichkeiten sich verlieren, dass ihr Bestreben, ihre Spur sich stets um Wohl und Sorgen drehen.

Und fällt die Arbeit plötzlich fort, die sie in Atem hält und bindet, so stürzt ihr Geist an jenen Ort, wo Langeweile sie empfindet.

Nur Leidenschaft, so sagt er dann, kann Feuer in die Masse bringen, ein wildes, ungezähmtes Bann, das kurz die dumpfen Stunden schwingen.

Er preist die **Muße**, still und rein, als höchstes Gut, das man besitzt, doch nur, wenn man im Innern sein die Kraft zur Geistesarbeit stützt.

Doch Schopenhauer sagt zugleich: Der „normale Mensch" sei angewiesen auf äuß're Dinge – arm und reich –, auf Rang, Besitz, auf Liebeswiesen.

Und fällt dies alles ihm einmal, so fällt sein Lebensglück in Stücke, sein Schwerpunkt liegt im Außen, schal, und bricht, wenn's Schicksal ihn entrücke.

Drum kauft er Häuser, Pferde, Feste, reist, sucht Zerstreuung, Luxus, Glanz, weil er im Außen sucht das Beste, und innen bleibt ein leerer Kranz.

Daneben stellt er einen Mann, der etwas mehr an Geist besitzt, der Kunst betreibt, so gut er kann, der Wissenschaften still durchblitzt.

Doch Dilettant bleibt Dilettant, und Wissenschaft bleibt nur die Form, sie füllt nicht ganz des Menschen Rand, sie wärmt nicht tief, sie bleibt nur Norm.

Erst wer im Innern Reichtum trägt, der braucht von außen wenig mehr, sein Geist ist's, der die Welt bewegt, sein Denken macht die Räume schwer.

„**Wahrer Reichtum**", sagt er klar, „ist nur der innre Reichtum, Seele." Und Glück besteht – wie's immer war – in Muße, die nicht laut sich quäle.

Sokrates pries sie als Besitz, den schönsten, den ein Mensch nur habe, und Schopenhauer setzt den Sitz des Glücks in diese stille Gabe.

Ein innerlich Begabter braucht nur freie Zeit, nur freie Stunden, um das zu leben, was er taugt, um seinen Kern in sich zu finden.

Doch freie Muße ist dem Mann, der Not gehorcht, kaum je gegeben, denn seine Pflicht ruft ihn heran, zu arbeiten, zu tragen Leben.

Und wenn er endlich frei mal wär', so wird die Muße ihm zur Last, weil innen nichts ist, leer und schwer, und Langeweile ihn erfasst.

Donnerstag früh, um zehn nach neun, ruft Nadia schon durch's ganze Haus: „Peter, mach den Yogaraum fein, die Küche, dann das Klo – und aus!

Die Greti kommt mit ihrem Hund, geh einkaufen, beeil dich, geh weiter…" Ich nicke still, doch bleib im Grund ein wenig müd', ein wenig heiter.

Nun ist es halb fünf – sie sind fort, Greti und Nadia, beide raus, sie ließen Kuchen mir als Wort, ein kleines Stück von ihrem Haus.

Die Küche voll mit Obst und Grün, der Kühlschrank schwer von frischem Leben, vierzig Euro ließ ich blühn, um all das heute herzugeben.

Ich kaufte mir beim C&A 'ne blaue Badehose schlicht, für unter zehn Euro – wunderbar –, ein kleines, stilles Tageslicht.

Dann ging ich schwimmen – Paracelsus –, und sah den Mario beim Tor, er rauchte, lässig, ohne Weltschuß, mit Sonnenbrille – wie zuvor.

Er fragte mich, ob ich schon spüre den Frühling – ich nur leicht gelacht, und schwamm dann meine Bahnen, führe den Körper durch die Wasserpracht.

Drei Viertelstunden zog ich Kreise, dann nahm ich mir 'ne Liege still, ging in den Garten, sonnte leise den Körper, wie ich's gerne will.

Ich las in **Van Goghs Briefen**, mild, die er an seinen Bruder schrieb, sein Blick auf Wolken, Mensch und Bild, auf Kunst und Leben – warm und lieb.

Er schrieb von Arbeit, Städten, Wegen, von Malern, die er sehr verehrt, von Natur, von Glaubensregen, von allem, was sein Herz beschwert.

Ich lag im Licht, die Sonne sank, rechts Fenster, links der Mirabell, ein Baum im Garten, alt und krank, doch schön, mit Knospen, zart und hell.

Er strebt in drei Richtungen weit, als wollt' er sich in Welt ergießen, ein Bild von Kraft und Gleichzeitigkeit, ein Baum, der will, trotz alten Wiesen.

Die Wiese still, kaum Leute dort, kein Tratsch, kein Lärm, kein Stimmenmeer, nur Blumen, blau und gelb im Ort, und ich trat manchmal drauf – nicht schwer.

Das Wetter mild, der Wind so sacht, und Mario schaut, dass keiner springt vom Zaun ins Bad – er hält die Wacht, damit kein Fremder sich aufschwingt.

Ein Satz von Van Gogh blieb mir klar: „**Um in der Welt zu wirken, muss man sich selbst absterben**" – wunderbar, ein harter Satz, ein tiefer Fluss.

Der Mensch sei nicht auf Erden bloß, um glücklich oder brav zu sein, er sei hier, groß zu wirken, groß, und aus der Gemeinheit zu gehn rein.